

STEFAN MAURER, DORIS NEUMANN-RIESER und GÜNTHER STOCKER, Diskurse des Kalten Krieges. Eine andere österreichische Nachkriegsliteratur, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2017, 737 S.

Dieses Buch geht aus einem 2010-2014 vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanzierten Projekt hervor. Es besteht aus 15 thematischen Kapiteln, die jeweils in 4 bis über 20 Texte unterteilt sind. Neben der Autorin und den zwei Autoren sei auch Desiree Hebenstreit genannt: Sie hat als letzten Teil des Buches ein Lexikon (S. 615-663) erstellt, in dem über 30 Autorinnen und Autoren namentlich vertreten sind, wobei allerdings Klassiker wie Doderer oder Polgar nicht berücksichtigt wurden.

Ziel des Projektes war es, so steht es im Vorwort, der Forschung zur österreichischen Nachkriegsliteratur neue Impulse zu verleihen. Erstens ging es darum, „übersehene Texte“ wieder zu entdecken: Dieses Korpus umfasst Texte von über 50 Autorinnen und Autoren. Zweitens sollten aber auch die „Diskurse des Kalten Krieges“ nachgezeichnet werden, was einen konstanten Austausch zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten voraussetzt. Dieses doppelte Ziel wird – dem Rezensenten sei die Vorwegnahme verziehen – erreicht. Vielleicht wäre es allerdings nützlich gewesen, den literaturwissenschaftlichen Forschungsstand kurz darzustellen und aufzuzeigen, inwiefern die Problematik der „Diskurse des Kalten Krieges“ bisher vernachlässigt oder nicht genügend gewürdigt wurde.

Das von Wendelin Schmidt-Dengler als Zeitgrenze für das Projekt übernommene Zäsurjahr 1966 kann nicht ganz überzeugen. Das Todesjahr Heimito von Doderers stellt vielleicht in Hinsicht auf die Fortentwicklung der österreichischen Literatur eine Zäsur dar, aber keineswegs hinsichtlich der Problematik des Kalten Krieges, der erst 1989-1991 mit der Öffnung der Berliner Mauer und der Selbstauflösung der Sowjetunion definitiv endete. Es ist anzunehmen, dass eine längere Periode die Arbeit mit einer Masse von Texten konfrontiert hätte, die in den zeitlichen Grenzen des Projektes nicht zu bewältigen gewesen wäre: Prinzipiell hätte sie sich aber für eine andere, legitimere Zäsur entscheiden können, beispielsweise für das Jahr 1962 mit der Kubakrise oder für 1970 mit Bruno Kreiskys Amtsantritt als Kanzler.

Es ist zwar allgemein bekannt, dass Österreich im Allgemeinen und Wien im Besonderen auch in den Jahrzehnten nach dem Staatsvertrag von 1955 politischer Front-Raum im Kalten Krieg gewesen ist, oft wird aber übersehen, dass diese besondere geopolitische Lage auch das literarische Schaffen stark geprägt hat. Der Begriff „österreichische Literatur“ wird allerdings im Buch nicht hinterfragt. Vielleicht wäre eine Definition von Nutzen gewesen, zugleich aber wie immer ein problematisches Unterfangen. - Ist es - beispielsweise - eine Literatur, die in Österreich von Österreichern für Österreicher publiziert wird? Einer solchen Definition entsprechen nicht alle Texte.

Der Leser findet hier viel Vergessenes – Prosatexte, Fiktionen, Gedichte, Parodien –, und er wird direkt mit dem politischen Horizont der ersten Jahrzehnte nach

dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert. Die Autorin und die Autoren präsentieren die Texte, fassen sie zusammen, wenn es längere Fiktionen sind, und kommentieren bzw. schlüsseln sie auf, wenn sie einer heutigen Lektüre ohne diese Lesehilfe nicht mehr zugänglich sind. Literar- oder ideengeschichtliche Rückblenden erleichtern ebenfalls die Orientierung, zum Beispiel die Erinnerung an literarische Berichte über Reisen in die Sowjetunion der Vorkriegszeit („Feuchtwanger vs. Gide“). Die feindlichen Lager des Kalten Krieges sind dabei freilich ungleich vertreten, der antikommunistische Diskurs beherrscht die Szene, hauptsächlich aus zwei Gründen: Die KPÖ war im politischen Spektrum isoliert. Im Krieg und vor allem danach haben viele Österreicher keinen positiven Eindruck vom „real existierenden Sozialismus“ in seiner stalinistischen Hochphase gewinnen können.

Die 15 thematischen Kapitel, jedes einzelne eine bereichernde Lektüre, finden auch darin ihre Rechtfertigung, weil eine politische Gliederung nach der Lagerzugehörigkeit zu keinem ausgewogenen Ergebnis geführt – und den Blick auf viele „Zwischenpositionen“ versperrt hätte. Man denke an die Ablehnung des atomaren Wettrüstens auf *beiden* Seiten (siehe Günther Anders) oder an eine nicht nur religiös fundierte Zeitkritik, die sich vor allem gegen ein an Konsum und Wirtschaftsexpansion – auch hier auf beiden Seiten – orientiertes Weltbild wendet. Interessant wären ein zusätzliches prosopographisches und ein kunst- und literaturhistorisches Kapitel gewesen. Neben dem durchaus notwendigen, vorhandenen Gulag-Kapitel wäre mindestens ein Kapitel wünschenswert gewesen, das sich mit der Erinnerung an Leben und Morden im Nationalsozialismus und überhaupt mit einer konkreten Schilderung des Lebens in Österreich vor Hitler befasst.

Aus der Vorgeschichte vieler Autorinnen und Autoren, die zum Teil im Lexikon nachzulesen ist, ließen sich viele Schlüsse ziehen. So fällt zum Beispiel die Tatsache auf, dass jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller auf Seite beider Lager stark vertreten sind, besonders stark auf der kommunistischen. Das wirft wiederum die Frage auf, inwiefern der in Österreich traditionell besonders lebhaft und in den Texten auch nach dem Krieg nicht unbedingt systematisch thematisierte Antisemitismus die stalinistische Weltanschauung mit veranlasst hat: Man denke hier beispielsweise an Auguste Lazar, die – nach ihrer Rückkehr aus dem englischen Exil – in Dresden den propagandistischen Jugendroman ›Sally Bleistift in Amerika‹ (1947) geschrieben hat; oder an Susanne Wantoch, Autorin des sozialkritischen Romans ›Das Haus in der Brigittastraße‹ (1955), die nach 1956 für den ungarischen Volksaufstand Verständnis aufbrachte, was die KPÖ dazu bewog, ihr als Redakteurin der ›Volksstimme‹ zu kündigen und sie damit möglicherweise in den Freitod zu treiben.

Mit gutem Recht gaben sich auf der anderen Seite besonders hellsichtige österreichisch-jüdische Autoren wie Friedrich Torberg über die scheinbar humanistische Propaganda der Sowjets keinerlei Illusionen hin und entschieden sich ganz für die von den USA propagierte „Freie Welt“. Für diese (und für die Freiheit und die Schönheit der österreichischen Heimat) engagierten sich allerdings auch viele ehemalige Mitläufer, Opportunisten oder sogar Täter, ein an und für sich keines-

wegs störendes und vielleicht aufrichtiges Engagement, das allerdings eine ebenso aufrichtige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der eigenen Haltung in der Hitlerdiktatur oft verhindert hat.

Hier wird vielleicht eine Sonderstellung Österreichs wirksam, das die Konkurrenz der Blöcke um die Verarbeitung und politische Deutung der nationalsozialistischen Verbrechen anders erlebt hat als Deutschland: Auf Grund der Existenz der DDR besaß dort der kommunistische Antifaschismus zum großen Teil eine intellektuelle und künstlerische Ausstrahlung, die er in Österreich nicht haben konnte: kein Berliner Ensemble, kein Brecht, keine DEFA. Heute noch tragen renommierte Berliner Hochschulen für Schauspiel und Musik die Namen Ernst Buschs oder Hanns Eislers (eines Österreicher!). In Österreich selbst verhinderte der Brecht-Boykott bis 1963 erfolgreich eine öffentliche Auseinandersetzung mit seinem Theater.

Österreich konnte sich anders als Deutschland dafür als Staat profilieren, der nun endlich seine volle Souveränität wieder erlangen und nicht länger Spielball fremder Mächte sein wollte, ob Nazideutschlands oder der UdSSR. Man denke hier an den Film *1. April 2000* (1952), der auf gewollt humoristische Weise den Abzug der Alliierten forderte (S. 547): die Drehbuchautoren Rudolf Brunngraber – vor 1938 und nach 1945 Sozialdemokrat – und Ernst Marboe, in den 1930er Jahren exponiertes Mitglied einer rechten katholischen Studentenverbindung, hatten den Nationalsozialismus ohne Schwierigkeiten überlebt bzw. damals weiter Karriere gemacht.

Wolfgang Liebeneiner, dem von Goebbels bis zuletzt hoch geschätzten Regisseur dieses Films, standen noch große im thematischen Sinn „österreichische“ Erfolge bevor, zum Beispiel zwei Filme über die Trapp-Familie (1956 und 1958), die in dieser Studie bedauerlicherweise nicht vorkommen. Dieser österreichische Stoff hat immerhin *The Sound of Music* (1965) inspiriert, einen der größten Erfolge Hollywoods im Kalten Krieg. Auch hier war der Versuch, das antifaschistische Exil für ein „idealisiertes“ Österreich zu vereinnahmen. Die Drehbücher der deutschen Filme stammten von Herbert Reinecker, der nun in der kommerziellen Filmbranche mit zeitgemäßen patriotischen Motiven eine Karriere fortsetzte, die er in der militärischen NS-Propaganda begonnen hatte.

Die Ängste und Konflikte einer schwierigen – und keineswegs „guten alten“ – Zeit ruft das Buch neu in Erinnerung. Die manchmal grotesk anmutende Problematik der großenteils versäumten Auseinandersetzung einer breiten österreichischen Öffentlichkeit mit den NS-Verbrechen und ihren ideologischen Wurzeln ist heute mehr denn je aktuell und tragisch. Sie erklärt sich auch aus den Prioritäten des Kalten Krieges, der Österreich vielleicht noch mehr als Deutschland die Möglichkeit bot, den Nationalsozialismus als überwundenes und sowieso von außen an Österreich herangetragen Problem hinter sich zu lassen. Viele Österreicher konnten sich in der Illusion wiegen, an nie da gewesene bessere, liberalere, weltoffenere politische Traditionen anzuknüpfen, in denen die Sozialdemokratie und die Klerikalen ihre – scheinbar! – gar nicht antagonistischen Konflikte friedlich austragen

konnten. Militarismus, Nationalismus, Fremdenhass und Antisemitismus wurden als deutsche Importe empfunden – und Österreich als das unschuldige Opfer beider Weltkriege.

Viel Unbekanntes und manchmal zu Unrecht Vergessenes werden die Leser in diesem Buch entdecken, auch wenn bestimmte Autoren fehlen, wie zum Beispiel der zur Zeit in Frankreich gern gelesene Ernst Lothar (*Die Rückkehr* 1949). Insgesamt ist es eine lohnende Lektüre, die den Beweis erbringt, dass die Geschichte der österreichischen Literatur in den ersten Nachkriegsjahrzehnten nicht erzählt werden kann, ohne die Problematik des Kalten Krieges mit einzubeziehen.

DOI: [https://dx.doi.org/10.1553/spk50\\_2s269](https://dx.doi.org/10.1553/spk50_2s269)

François G e n t o n  
(Université Grenoble-Alpes)